

MOSHE
ZUCKERMANN

DER
ALLGEGEN
WÄRTIGE
ANTISEMIT

oder
Die Angst der
Deutschen vor der
Vergangenheit

WESTEND

Denn nicht nur hatte sich der monströse Völkermord ereignet, bevor es den israelischen Staat überhaupt gegeben hat; nicht nur fand er in einer vom heutigen Israel fernen Region statt und widerfuhr Menschen, die weder israelische Staatsbürger sein konnten noch unbedingt eine Affinität zum künftig zu errichtenden Judenstaat aufwiesen; bis zum heutigen Tag lebt ein Großteil des jüdischen Volkes außerhalb der Grenzen des Staates Israel, und viele der Shoah-Überlebenden kamen nach Gründung des Staates nicht nach Israel, sahen mithin im Staat der Juden nicht unbedingt den Ort, in dem sie sich bei ihrem Neuanfang nach der Katastrophe einrichten, ihre Lebenswelt etablieren wollten. Schon daran erweist sich, dass die Verbindung von Israel und der Shoah eine eher ideelle ist und bereits von Anbeginn an sehr stark von einer ideologischen Dimension heteronomer Vereinnahmung durchwirkt war. Denn wenn die vermeintliche Selbstverständlichkeit des Nexus von Israel und der Shoah darauf beruht, dass die Errichtung des Staates Israel gleichsam die »Antwort« des jüdischen Volkes auf die ihm widerfahrene Katastrophe darstellt, dann setzt eine so gedachte Kausalverbindung das Hauptgewicht auf die Staatsgründung, womit die Geschichtskatastrophe der Shoah zum Epiphänomen eines ihr Nachfolgenden, quasi zum Argument gerät. Nimmt man aber die Unsäglichkeit der Shoah ernst, begreift man sie als eine Zäsur in der Menschheitsgeschichte, als einen »Zivilisationsbruch«, dann verbietet sich die sinnstiftende Dimension der israelischen Staatsgründung; sie kann nichts zur Deutung der Shoah beitragen. Der Versuch, die Shoah zu begreifen, gar zu erklären, unterwirft sich somit unweigerlich ihrem *sui generis*. Dieses Postulat ruht in sich selbst, wahrt indes seine genuine Bedeutung auch bei der Aushebung müßiger historiografischer Grabenkämpfe. Nichts ist ärgerlicher als die in Israel besonders in den Achtzigerjahren aufgeloderten Debatten über die Anstrengungen, die das jüdische Kollektiv im Palästina der prästaatlichen Ära, im »Jischuw«, bei der Rettung von Juden während der Shoah unternommen beziehungsweise eben nicht unternommen habe. Denn unabhängig davon, was die offizielle »Jischuw«-Leitung diesbezüglich anstrengen wollte, nimmt sich die Debatte darüber, gemessen daran, dass die Shoah nun mal die Dimensionen angenommen hat, die sie zur Menschheitskatastrophe haben werden lassen, und der »Jischuw« eben verschwindend wenig zur Judenrettung beigetragen hat beziehungsweise überhaupt hätte beitragen können, als penetrant ideologisch aus, ja entbehrt nicht einer gewissen kollektiv-narzisstischen Selbstgefälligkeit, die gerade angesichts der schieren Unfassbarkeit der real geschehenen

Vernichtungskatastrophe wie blanker Hohn erscheinen muss.

Ein solcher Grundzug zweckhafter Kontextualisierung der Shoah inhärierte freilich dem Umgang der staatstragenden Ideologie Israels, des Zionismus, mit der Shoah bereits seit Bestehen des Staates, und zwar strukturell. Der Zionismus musste ja die jüdische Katastrophe in sein Narrativ integrieren, ja er war auf ihre schlüssige Integration gewissermaßen angewiesen. Denn insofern er, wie jede moderne nationale Befreiungsbewegung, die Ideologie des Nationalstaates mit dem Pathos nationaler Emanzipation begründen wollte, war dies in seinem Fall eng an die pejorative Apostrophierung des jüdischen Exillebens als ein geschichtlich zu Überwindendes gekoppelt, eben an das Postulat der Diaspora-Negation. Die Insistenz darauf war in der zionistischen Ideologie umso unabdingbarer, als – wie bereits dargelegt – nicht nur die Idee des jüdischen Nationalstaates in die Welt kam, ehe das Territorium für seine Errichtung zur Verfügung der Ideenträger stand, sondern das jüdische Kollektiv selbst, welches dieses Territorium hätte bevölkern sollen, bestand noch nicht als solches, sondern existierte lediglich als ein in aller Herren Länder verstreutes Volk, dessen moderne nationale Konsolidierung erst noch politisch angekurbelt werden musste. Und da die abstrakte Idee des erst noch zu errichtenden Staates bei den meisten Juden zu Beginn des 20. Jahrhunderts zunächst keine allzu große Attraktion auslöste, die Ideologie des politischen Zionismus mithin eine eher untergeordnete Rolle in den Lebenswelten nahezu aller jüdischen Gemeinschaften der Welt spielte, wurde die vorerst abstrakt anvisierte Staatsgründung als Notwendigkeit ex negativo begründet, eben als Antwort auf das für unerträglich befundene, reale Leben des diasporischen Juden. Vieles kam bei dieser Ideologiebildung zusammen: die Geschichte jüdischen Leidens und jahrhundertalter Verfolgung und Ausgrenzung, der sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gerade in Ländern europäischer Aufklärung und moderner Emanzipationsideologie merklich herausbildende Antisemitismus, zugleich aber auch ein gerade der westlichen Aufklärung und den sich emanzipatorisch verstehenden nationalen Befreiungsbewegungen geschuldetes Kollektivpathos der nationalen Selbstbestimmung, die mit der Idee der Geburt des Neuen Juden einherging. Die Vorstellung davon, was dieser Neue Jude zu sein hätte, war freilich zunächst unbestimmt im Vergleich zu jener, was er nicht mehr sein sollte – nämlich der diasporische Jude. Nicht von ungefähr bediente sich die zionistisch ideologisierte Konstruktion des »diasporischen Juden« oft einer Bild- und Begriffswelt, die dem Repertoire der klassischen antisemitischen

Vorstellungswelt entnommen zu sein schien: Beide waren darauf bedacht, den diasporischen Juden transformierend aufzuheben – der Antisemitismus in seiner »gemäßigten« Form kraft der liberalen Forderung, der Jude solle sich seines »Jude«-Seins entschlagen, in seiner eliminatorischen Ausbildung mittels einer bis zum Genozid reichenden physischen Vernichtungspraxis; der Zionismus in den meisten seiner politischen Formen und Varianten durch sein Zentralpostulat der Eliminierung allen diasporischen Daseins, was nicht zuletzt auch die Selbstaufgabe real existierender Lebenswelten und traditioneller Kulturpraktiken, welche die nationale, im Nationalen aber eben auch die individuelle »Selbstemanzipation« einläuten sollten, meinte. Das will wohlverstanden sein: Dass der Antisemitismus den Juden schlechthin loswerden wollte, der Zionismus hingegen »nur« den diasporischen Juden; dass der Antisemitismus einer repressiven Ideologie das Wort redete, der Zionismus sich demgegenüber als emanzipativ verstand, ändert nichts an der Tatsache, dass sowohl die antisemitische als auch die zionistische Juden-Ideologie sich eines »Juden«-Bildes bedienten, die das Abschätzigste und Verhasste in den Vordergrund stellte und das »Neue« (ob als »judenreines« Deutschland oder als ein Israel des »Neuen Juden«) in erster Linie ex negativo zu begründen trachteten. Es wäre in diesem Zusammenhang wert, darüber nachzudenken, was es bis zum heutigen Tag mit dem virulenten Hass vieler säkularer Juden in Israel auf Orthodoxe und Ultraorthodoxe (besonders, wenn sie sich dezidiert antizionistisch geben) auf sich habe. Jargon und rhetorischer Duktus, die in diesem Zusammenhang in Israel oft verwendet werden, würden, in einen nichtjüdischen Kontext gesetzt, zweifellos als antisemitisch gewertet werden.

War nun aber der Zionismus in seiner Beziehung zum diasporischen jüdischen Leben ideologisch aufs Pejorative eingeschworen, so reihte sich die Shoah in den Logos seines (trans-)historischen Narrativs und politischen Selbstverständnisses nahtlos ein. Denn das Ideologische des Pejorativen lag ja in seiner funktionalen Verwertbarkeit für die nationale Selbstvergewisserung: Bedurfte es nämlich noch eines endgültigen historischen Beweises für die Aussichtslosigkeit jüdischer gesellschaftlicher und politischer Emanzipation außerhalb des Zionismus beziehungsweise des zionistischen Staates, so war dieser Beweis mit der Shoah gleichsam ultimativ erbracht worden. Mehr noch: Das, was der klassische politische Zionismus noch als ein unwürdiges Dasein ansah, erwies sich nunmehr als eine alle Vorstellungen herkömmlicher Katastrophenbeschwörung bei Weitem übersteigende Existenzbedrohung eines gesamten Volkes. Die historische

Notwendigkeit des zionistischen Staates, mithin die vermeintliche Unabdingbarkeit des Zionismus für das Fortbestehen des jüdischen Volkes, war mit Auschwitz zur ideologisch eingebetteten, zweckrationalen Gewissheit avanciert. Wenn sich nun aber die Raison d'Être des Staates von der Monstrosität des Völkermords herleitete, musste die Shoah eine wesentliche Funktion bei der ideologischen Konsolidierung des sich unter äußerst schwierigen historischen, politischen und militärischen Bedingungen herausbildenden Selbstverständnisses der neu erschaffenen israelischen Kollektivität erfüllen. Die Shoah hatte Israel objektiv notwendig gemacht; sie musste nun für die ideologische Perpetuierung der Notwendigkeit erhalten.

Die Doppelbödigkeit besagter Funktion erwies sich in erster Linie am Verhältnis der sich nach der Staatsgründung in Israel herauskristallisierenden jüdischen Gesellschaft zu den jüngst ins Land eingewanderten Shoah-Überlebenden. Was immer man im Nachhinein für Gründe dafür anführen mag, dass die Shoah im Israel der Fünfzigerjahre öffentlich weitgehend beschwiegen wurde, insofern sie nicht staatliche oder kollektive Belange der Shoah-Auswirkung (wie etwa die heftigen Debatten um die Wiedergutmachungsabkommen von 1952¹ oder den Skandal um den Kasztner-Prozeß²) tangierte, gewiss ist, dass die Überlebenden dabei eine prekäre Rolle spielten. Denn zwar war die Shoah im Israel jener frühen Jahre öffentlich präsent, institutionell gar durch die Festlegung eines Gedenktages und die Errichtung eines Museums staatlich »etabliert«, aber die Überlebenden der Katastrophe, die realen Individualsubjekte der historischen Leiderfahrung, zeichneten sich als solche, als Shoah-Überlebende, durch eine eigentümliche Abwesenheit aus, wenn sie nicht gerade im Kontext eines Shoah-bezogenen Ereignisses von staatlich-öffentlicher Tragweite auftraten. Gewiss mögen sich dabei psychische und sozialpsychologische Faktoren ausgewirkt haben – zu nah lag noch das Trauma der Geschichtskatastrophe, als dass eine ernste Auseinandersetzung mit ihr hätte stattfinden können, zumal sich viele Shoah-Überlebende selbst bewusster Verdrängung verschrieben hatten, nicht zuletzt, um sich den harschen Herausforderungen eines lebensgeschichtlichen Neubeginns im neuen Land zu stellen. Und doch bediente das öffentliche Beschweigen dessen, was sich in den Privatsphären der Überlebenden an nachwirkender Leiderfahrung zutrug, ein ideologisches Grundbedürfnis, das sich in jenen Jahren zum regelrechten Muster verfestigte: Erhärtete die Ankunft der Überlebenden im neuen Land zum einen

das zionistische Selbstverständnis als Zufluchtsort und neue Heimat verfolgter Juden, so war zum anderen das, was sie als ultimative Verfolgte, Erniedrigte und Geschundene darstellten, genau das Gegenteil von dem, was die zionistische Ideologie mit der Gestalt des Neuen Juden heraufzubeschwören trachtete. Verkörperten also die Shoah-Überlebenden mit ihrem Lebensschicksal das zentrale zionistische Argument für die geforderte Diaspora-Negation, so brachten sie zugleich mit den sozialen und psychischen Auswirkungen dieses Lebensschicksals das verachtete Diasporische schlechthin ins neue Land ein, manifestierten gleichsam mit ihrer schieren Präsenz das, was im Selbstbild der »Alteingesessenen«, der in der »Jischuw«-Zeit ins prästaatliche Palästina eingewanderten oder in ihm geborenen Juden, als überwunden galt beziehungsweise als überwunden zu gelten hatte. Nichts bezeugt mehr die von dieser Diskrepanz herrührende Entfremdung den Überlebenden gegenüber als die berüchtigte Frage, die ihnen in jenen Jahren immer wieder gestellt wurde: Wie konntet ihr euch wie Vieh auf die Schlachtbank führen lassen? Nicht nur spiegelt sich in dieser Frage die erbärmliche Ignoranz, mit der eine ganze Generation geschlagen war, mithin das totale Unvermögen, auch nur im Ansatz zu begreifen, was sich in Auschwitz, Majdanek und Treblinka zugetragen hatte, sondern sie strotzt auch vor selbstgefälliger Überheblichkeit und der narzisstischen Arroganz einer Generation von Nachgeborenen, die bereits deutlich unter dem ideologischen Bann des wehrhaften Neuen Juden standen. Die Begegnung zwischen den Shoah-Überlebenden und dem zionistischen Staat, in welchem sie ihr Leben neu einrichten wollten, erwies sich in den Anfangsjahren als tragisch – nicht zuletzt, weil die staatsoffizielle Ideologie die Überlebenden über die »Zionisierung« des Katastrophenereignisses, das sie zu Opfern hatte werden lassen, aus dem Gesichtsfeld des öffentlichen Diskurses verdrängte oder sogar zum ideologischen Argument verkommen ließ.

Dieses Grundmuster ideologisch vereinnahmender Instrumentalisierung der Shoah sedimentierte sich über die Jahre in unterschiedlichen Bereichen der israelischen politischen Kultur. Nicht nur bediente man sich dem Ausland gegenüber der Shoah als Argument für die (zumeist manipulative, allemal heteronome) Durchsetzung politischer, diplomatischer sowie militärischer und ökonomischer Ziele, sondern auch im innerisraelischen Diskurs musste sie als erbärmliche Pathosformel zur Förderung jedes nur erdenklichen Partikularinteresses erhalten. Nicht übertrieben ist die Behauptung, dass nirgends auf der Welt die Banalisierung der Shoah, mitunter ihre Trivialisierung